

Literatur als soziale Praxis

Relativ zu Beginn meiner Tätigkeit als Schriftstellerin bewarb ich mich auf ein Aufenthaltsstipendium in einer deutschen Kleinstadt. Dieses Förderformat ist sehr verbreitet und für viele Autor*innen die einzige Möglichkeit, über Einzelveranstaltungen wie Lesungen hinaus regelmäßig Geld zu „verdienen“, denn von Buchverkäufen und Vorschüssen kann so gut wie niemand leben. Ich schreibe „verdienen“ in Anführungsstrichen, weil man sich dieses Geld in der Regel absurderweise nicht mit künstlerischer Arbeit, sondern mit seiner Anwesenheit verdient.

Ich hatte Glück – retrospektiv würde ich eher sagen: Pech – und bekam das Stipendium. Das bedeutete, dass ich fünf Monate lang jeden Monat einen knapp vierstelligen Betrag erhielt und im Gegenzug dauerhaft in der sehr schlecht angebundenen deutschen Kleinstadt leben musste. Ich unterschrieb einen Vertrag, in dem stand, dass ich meine*n Partner*in, etwaige Kinder, andere Familienmitglieder oder Freund*innen nicht mitbringen dürfe und bei mehr als zwei Tagen Abwesenheit vom Stipendienort eine Genehmigung einholen müsse. Internatsartige Zwänge dieser Art sind keine Ausnahme, sondern die Regel bei Aufenthaltsstipendien.

An ihnen zeigt sich besonders drastisch ein systematischer Fehler, der vielen gutgemeinten Fördermaßnahmen im Literaturbereich zugrunde liegt: Sie gehen von einem Literatur- und Autor*innenbegriff aus, der veraltet, eindimensional und strukturell diskriminierend ist. Stipendien wie das oben beschriebene kann nur wahrnehmen, wer sozial völlig ungebunden ist, keine Kinder, pflegebedürftigen Angehörigen oder Freund*innen und keinen dauerhaften (Neben-)Job hat, mit dem die literarische Arbeit gegenfinanziert werden muss. Mit anderen Worten: Eigentlich niemand.

Hinter solchen Förderstrukturen steht das Bild des genialen Autors, der einsam an seinem Schreibtisch Meisterwerke produziert und dabei möglichst wenig abgelenkt werden will. Die literaturhistorische Forschung zeigt, dass dieser einsam-geniale Autor eigentlich zu keinem Zeitpunkt in der Geschichte existiert hat – auch Goethe, Schiller und Eichendorff waren Teil von Literaturszenen, diskutierten ihre Gedichte in Werkstatttreffen, gaben Literaturzeitschriften heraus, in denen diese Diskurse weitergeführt wurden, etc. – aber heute ist dieses Bild derart unzutreffend geworden, dass es, anstatt die Literaturproduktion zu fördern, regelrechten Schaden anrichtet.

Mein Schreiben, genauso wie das der allermeisten Autor*innen um mich herum, ist eine soziale Praxis, die in einer sozialen Infrastruktur stattfindet. Dazu gehören offene Textwerkstätten, bei denen alle willkommen sind, die Literatur schreiben oder über sie sprechen möchten – egal, ob sie sich zum allerersten Mal daran versuchen oder schon vielfach publizierte Autor*innen sind. Dazu gehören soziale Räume, die ganz wesentlich von Lesereihen, Lesebühnen und selbstverwalteten Literaturinitiativen geschaffen werden: Orte, an denen ich mit noch unveröffentlichter, neuer Literatur konfrontiert werde, aber auch Orte, an denen ich andere Menschen aus der Literaturszene treffen, Ideen austauschen, mich informell ausprobieren und verbünden kann. Dazu gehört das Gespräch mit meinen Leser*innen und Übersetzer*innen, das an genau diesen informellen Orten stattfindet. Und dazu gehören die Lektor*innen und Verleger*innen bei den vielen nicht profitorientierten Literaturmagazinen und Independent-Verlagen, die im Print und online ebenfalls einen Raum fürs Ausprobieren, Andersdenken und Weiterdiskutieren ermöglichen.

Stipendien für einzelne Autor*innen sind eine gute Sache, vor allem, wenn sie unabhängig von absurden Aufenthalts- oder anderen Bedingungen vergeben werden. Sie können aber niemals genügen, weil es zum Schreiben von Literatur viel mehr braucht als nur den*die einzelne*n Schriftsteller*in: nämlich niedrigschwellige soziale Räume, die Teilhabe für diverse Menschen mit diversen Positionen ermöglichen, in denen neue Ideen entstehen können, in denen gespielt und gemeinschaftlich ausprobiert werden kann. In solchen Räumen ist Literatur kein Produkt eines*einer Einzelnen, sondern eine Einladung zum Diskurs, und damit letztlich auch ein wichtiger Bestandteil demokratischer Kultur.

Weil Berlin lange Zeit eine Stadt mit günstigen Mieten und relativ viel Freiraum war, hat es diese Räume (noch). Sie sind angesichts der zunehmenden Gentrifizierung der Stadt akut bedroht und gehören unbedingt gefördert. Denn wenn die aus der Szene entstandenen, selbstgebauten Infrastrukturen wie Lesereihen, Magazine und Verlage genug Geld haben, um ordentliche Honorare für Lesungen, Übersetzungen, Texte und Abdruckrechte zu zahlen, dann profitieren davon ganz wesentlich auch die Schriftsteller*innen. Die beste, nachhaltigste und demokratischste Autor*innenförderung ist Lesereihenförderung, ist Verlagsförderung, ist Magazinförderung, ist Soziale-Infrastruktur-Förderung.

Lea Schneider, Autorin und Übersetzerin